

Die narrative Wende: Reichweite und Grenzen eines alternativen Paradigmas

Brockmeier, Jens; Harré, Rom

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brockmeier, J., & Harré, R. (2005). Die narrative Wende: Reichweite und Grenzen eines alternativen Paradigmas. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 29(3/4), 31-57. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-288058>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Jens Brockmeier & Rom Harré

Die narrative Wende

Reichweite und Grenzen eines alternativen Paradigmas

Im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte sind die Erzählung und das Erzählen zum Gegenstand zahlreicher psychologischer und sozialwissenschaftlicher Untersuchungen geworden. In vielen dieser Untersuchungen geht es nicht allein um einen neuen empirischen Forschungsgegenstand – um Geschichten, die Kinder erzählen, um Partygespräche in unterschiedlichen sozialen Milieus, Krankengeschichten, Reiseerzählungen, Wissenschaftsrhetorik, Autobiographien und andere Selbstbeschreibungen. Es geht um eine neue theoretische Sichtweise, eine Orientierung, ja man könnte von einem neuen wissenschaftsphilosophischen Stil sprechen. Im zunehmenden Interesse am Studium narrativer Praktiken reflektiert sich nicht zuletzt eine Ausweitung des post-positivistischen Paradigmas, das sich nun auch im Bereich der interpretativen Methodologien der Humanwissenschaften zu etablieren beginnt. Selbst die Psychologie kann sich, wie es scheint, dem nicht völlig entziehen.

Doch es geht um mehr als allein um neue, sprachwissenschaftlich und diskurstheoretisch fundierte kulturtheoretische Untersuchungsmethoden. Was in den Humanwissenschaften als diskursive und narrative Wende bezeichnet worden ist, gehört zu den tektonischen Verschiebungen in der kulturellen Architektur unseres Wissens, die durch die Krise der modernistischen Episteme ausgelöst wurden. In fast allen Disziplinen sind die einstmalig so mächtigen Traditionen des positivistischen Denkens in Verruf geraten. Einhergehend mit der konstruktivistischen Kritik haben sich neue Horizonte für hermeneutisch-interpretative Untersuchungen aufgetan, die sich jenseits der Suche nach universalen Gesetzen des menschlichen Verhaltens um ein Verständnis sozialer und kultureller Lebensformen bemühen. In der Folge dieser Entwicklungen ist ein breites Spektrum sprachlich-diskursiver Formen, Genres und Praktiken in das Blickfeld gerückt. Warum

dabei jedoch gerade das Interesse an der Erzählung und dem Erzählen in den Vordergrund getreten und zu einem, fast könnte man sagen Markenzeichen des neuen Stils geworden ist, das ist die erste Frage, mit der wir uns in diesem Aufsatz beschäftigen wollen.¹

Viele derjenigen Forscher und Forscherinnen, die sich insbesondere um ein Verständnis der instabilen und oft nicht vorhersagbaren Verhaltensmuster von Menschen bemühen, sehen die Erzählung und das Erzählen als eine Lebensform im Wittgensteinschen Sinne. In dieser Sicht erscheint das Erzählen als eine alltägliche soziale Praxis, die verschiedene kulturelle Funktionen erfüllt. Vielen Autoren, die auf diesem Gebiet arbeiten, scheint – auch wenn nicht immer im ausdrücklichen Bezug auf Wittgenstein – eine solche Perspektive der diskursiven Lebenswirklichkeit des Menschen angemessener als traditionelle Ansätze wie die Rollentheorie, die Skripttheorie oder sozial-kognitive und neurowissenschaftliche Erklärungsmodelle. Wir möchten auf einige der Aspekte eingehen, die das Studium der Narration zu einem derart produktiven Unternehmen gemacht haben. Dabei gilt es auch, den Begriff der Erzählung zu definieren, und das heißt, von anderen Diskursformen zu unterscheiden. Im Rückgriff auf die Literatur- und Sprachwissenschaften, insbesondere auf konversationsanalytische und diskurstheoretische Ansätze bemühen wir uns, eine psychologische Erzähltheorie zu entwickeln. Im Anschluss daran werden wir uns einigen theoretischen Schwierigkeiten und möglichen Gefahren zuwenden, über die sich, wie wir glauben, alle im Klaren sein sollten, die sich auf das Studium des Narrativen einlassen. So geht es also auch um die Grenzen dieses Ansatzes. Im Bewusstsein dieser Grenzen schlagen wir abschließend ein Verständnis der Erzählung und des Erzählens vor, das versucht, der offenen, fließenden und flüchtigen Natur narrativer Praktiken Rechnung zu tragen.

Der Ausgangspunkt der narrativen Wende war die ›Entdeckung‹ in den 1980er Jahren, dass Erzählformen, gleich ob mündlicher oder schriftlicher Art, nicht nur einen sprachlichen, sondern auch einen psychologischen, kulturellen und philosophischen Rahmen für viele unserer Versuche bilden, uns unser Leben und unser Handeln sowie den Sinn und die Bedingungen unserer Existenz zu vergegenwärtigen.² Wann immer es um die

bedeutungshafte Erfahrung und Bewältigung unserer natürlichen und sozialen Existenz geht, wann immer menschliche Subjektivität und Intentionalität im Spiel sind, sind wir unweigerlich in Erzählungen verstrickt.

Narrative Diskurse

Ähnlich wie der Begriff des Diskurses wird auch der der Erzählung oder Narration inflationär gebraucht, obwohl er im Kontext der Humanwissenschaften erst vor kurzem aufgetaucht ist. Zwar hat die Erzählforschung in der Literaturtheorie und den Sprachwissenschaften eine lange Tradition, auf die die neuere sozialwissenschaftliche Diskussion aber in der Regel wenig Bezug nimmt. So ist es wichtig, zunächst einmal das Verständnis von Erzählung darzulegen, an dem wir uns orientieren, ein Verständnis, das von dem anderer Diskursformen abzugrenzen ist.

In vielen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen sind phonologische, syntaktische, semantische, pragmatische, logische, kognitive und ästhetische Aspekte von Diskursformen thematisiert worden. Dabei verfolgt man verschiedene Wege, um sprachliche Einheiten zu bestimmen: von der Bedeutung von Worten und Wortbestandteilen, Ausdrücken, Sätzen, Sprechakten und geschriebenen Texten bis zu mündlichen Diskursformen wie Reden, Predigten und Gesprächen. Viel Mühe wurde auf die Klassifikation und Genealogie von Namen, Aussagen, lexikalischen Netzwerken, Metaphern und anderen Redefiguren und Stilmerkmalen verwendet. Doch keine dieser Untersuchungen hat eine allgemeine Strukturebene aufzuzeigen vermocht, auf der gleichermaßen die Kohärenz, Überzeugungskraft und Flexibilität von Diskursen erklärt werden kann, insbesondere wenn es dabei um umfangreichere und vielschichtige Diskurse geht, um Diskurse, in denen sich nicht allein sprachliche, sondern auch psychologische, soziale und kulturelle Prozesse vollziehen. Wir glauben, dass eine solche allgemeine Strukturebene nicht ohne die Berücksichtigung des narrativen Diskurses – der Erzählung und des Erzählens – erfasst werden kann.

Da die Begriffe Diskurs und Erzählung hier eine so große Bedeutung besitzen, wollen wir sie zunächst genauer bestimmen. Diskurs bezeichnet die allgemeinste Form sprachlicher Produktion und Kommunikation.

Menschen kommunizieren auf vielfältige Art und Weise, eine davon ist sprachlich. In der Regel ist verbale Kommunikation eingebunden in andere praktisch-materielle und symbolische Aktivitäten; Sprache ist also kein System von Wörtern und Verknüpfungsregeln, zu denen dann vermeintlich außersprachliche Kommunikationsformen, wie etwa Mimik, Gestik, »Körpersprache«, Kontext und kulturelle Situation, hinzutreten. Ein Verständnis von Sprache als Diskurs zielt auf den Gesamtprozess ab, in dem verbale Kommunikation und Reflexion stattfinden. Und dieser Prozess umfasst sehr viel mehr als eine Sicht der Sprache zu erschließen vermag, die sich etwa an den Vorstellungen Chomskys und anderen psycho- oder neurolinguistischen Modellen orientiert. Wir haben Wittgenstein bereits erwähnt. In seinen *Philosophischen Untersuchungen* (1984) legt er nahe, Sprechen, Erzählen, Schreiben, Zuhören, Nachdenken sowie andere psychologische und intellektuelle Aktivitäten als kulturelle Sprachspiele zu begreifen. Bei all diesen Tätigkeiten geht es um soziale Praktiken (auch dann wenn wir individuell und schweigend lesen oder nachdenken), Praktiken, in denen wir unter anderem Worte gebrauchen. Sprache – einschließlich der Sprache der Erzählung – in ihren kulturellen Gebrauchskontexten zu betrachten, darum geht es in der diskursiven Perspektive, die unseren Überlegungen zugrunde liegt.

Die Erzählung erweist sich so als eine Unterkategorie des Diskurses. Zugleich lassen sich Erzählungen selbst wiederum durch weitere Unterkategorien differenzieren. Etwa durch die »Textsorten« der Linguisten (Beschreibungen, Argumentationen, Schilderungen, Gebete, usw., die jeweils ebenfalls narrative Strukturen oder Funktionen besitzen können) oder durch die »Genre«-Begriffe der Literaturwissenschaftler (ein bestimmtes Genre, das des Bildungsromans, wird noch genauer zur Sprache kommen).

Diese Taxonomie wird dadurch kompliziert, dass es Diskurse gibt, die gleichzeitig mehrere unterschiedliche Genres, literarische und nicht-literarische, umfassen. Ein Beispiel dafür ist der ökologische oder »grüne« Diskurs, in dem seit geraumer Zeit über die Umwelt, ihre Zerstörung und ihren Schutz sowie über die (und in der) Umweltschutzbewegung gesprochen und geschrieben wird. *Greenspeak*, so haben wir in Anlehnung an George Orwells Begriff *Newspeak* diesen Diskurs genannt, hat eine zent-

rale Rolle im Prozess der ökologischen Einfärbung des öffentlichen und privaten Lebens gespielt: ein gleichermaßen sozialer, politischer, wissenschaftlicher, kultureller und sprachlicher Prozess, dessen Entstehung und weltweite Etablierung wir in den letzten zwei Jahrzehnten beobachten konnten (vgl. Harré, Brockmeier & Mühlhäusler, 1999).

Der grüne Diskurs entstand zunächst als ein eher skurriler Außen-seiterdialekt. Doch in recht kurzer Zeit, die Geschichte ist bekannt, hat er sich zu einer alle kulturellen Diskurse (in Politik, Wirtschaft, Ethik, Kunst, Religion) beeinflussenden, ja zum Teil bestimmenden Sprache entwickelt. Seinerseits bezieht *Greenspeak* die Semantiken der Natur-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte ebenso mit ein wie die wissenschaftlicher, literarisch-ästhetischer, moralischer, politischer und religiöser Traditionen. Man kann es geradezu als eine Besonderheit von *Greenspeak* ansehen, dass hier eine Vielzahl von höchst unterschiedlichen sprachlichen und intellektuellen Ressourcen so miteinander verschmolzen sind, dass ein neuer und eigenständiger Diskurs daraus entstanden ist.

Wollte man alle sprachlichen und kulturellen Register des ökologischen Diskurses umfassend untersuchen, müssten kommunikative Aktivitäten wie persönliche Gespräche und öffentliche Diskussionen, Versammlungsprotokolle, Flugblätter und politische Protestaufrufe sowie andere symbolische Formen alltäglicher Interaktion ebenso Berücksichtigung finden wie wissenschaftliche und journalistische Praktiken, expressive Aktivitäten wie Singen und Beten, private Artikulationen wie Tagebucheinträge, die Produktion, Zirkulation und Rezeption elektronisch produzierter und übermittelter Texte, literarische Erzählungen und andere künstlerische Arbeiten sowie die sie umgebenden Diskurse. Nicht alle diese Diskursformen sind Erzählungen, doch alle sind mit Erzählungen verknüpft und verweisen auf übergreifende narrative Szenarios.

Es ist beispielsweise interessant zu verfolgen, wie der Bildungsroman ein wichtiges Genre des grünen Diskurses und der grünen Bewegung geworden ist. Bei der Diskussion langfristiger Entwicklungsszenarien der Umwelt schien es vielen offensichtlich nahe liegend, an die literarische Tradition des Bildungs- und Entwicklungsromans anzuknüpfen. Der Protagonist solcher ökologischer Szenarien ist etwa die Menschheit oder die

westliche Kultur, der technische Fortschritt oder die in einem darwinschen Sinne verstandene Zivilisation oder was immer als das »Evolutionssubjekt« angesehen wird. Wie die Helden der populären Bildungsromane des 19. und 20. Jahrhunderts sieht sich der Protagonist bedrohlichen Herausforderungen ausgesetzt, Schwierigkeiten, die unüberwindbar scheinen. In unserer Untersuchung von *Greenspeak* haben wir neben solchen literarischen Genres und Plotformen auch weniger auffällige Subkategorien des narrativen Diskurses analysiert, wie sie etwa in wissenschaftlichen Abhandlungen und Artikeln in naturwissenschaftlichen Fachzeitschriften begegnen. In Textsorten also, die auf den ersten Blick wie Musterbeispiele wissenschaftlich objektiven Denkens anmuten, mit vielen Zahlen, Statistiken, Graphiken, Fachbegriffen und Verweisen auf Fachliteratur. Gleichwohl bedienen die argumentativen Grundstrukturen vieler wissenschaftlicher Studien zu ökologischen Themen durchaus gängige Erzählmuster – und dabei spielen Bildungsromanszenarien eine überraschend große Rolle. Dabei erscheint die narrative Plausibilität durch den wissenschaftlichen und technischen Apparat zusätzlich abgesichert.

Andere Formen wissenschaftlichen Schreibens und Redens schließen den Gebrauch von Listen, Aufstellungen und Verzeichnissen ein. Man denke etwa an Aufstellungen von Arten, die ausgestorben oder in einem bestimmten Zeitraum mit einer bestimmten prozentualen Wahrscheinlichkeit vom Aussterben bedroht sind. In Auseinandersetzungen um ökologische Fragen geht es häufig um solche Formate; sie gehören zum grünen Standardrepertoire. Betrachtet man die diskursive und rhetorische Funktion solcher Aufstellungen genauer, wird deutlich, dass sie nicht nur Bestandteil einer größeren narrativen Ordnung sind, sondern häufig selbst eine Geschichte implizieren oder evozieren – etwa die Geschichte vom Aussterben der Dinosaurier, die so häufig erzählt worden ist, dass sie nur noch angedeutet werden muss. So kann auch eine numerische Auflistung eine wesentliche narrative Funktion erfüllen.

Es gibt viele andere Möglichkeiten, Taxonomien des narrativen Diskurses aufzustellen. Einige sind in den Literaturwissenschaften beheimatet, andere in der Sozio- und Psycholinguistik, in Rechts- und Geschichtswissenschaft. Im Gefolge der narrativen Wende in den Geschichtswissenschaft-

ten (vgl. etwa Berkhofer, 1997) sind beispielsweise Vorschläge zur Unterscheidung von Typen, Formen und Genres historischer Erzählungen und Metaerzählungen gemacht worden. White (1990) und Cronon (1992) beispielsweise unterscheiden zwischen »Chroniken« und »Erzählungen«, zwischen nüchternen Aufstellungen von Ereignissen und Geschichten, die in der jeweiligen historischen Situation erklärende oder deutende Zusammenhänge herzustellen suchen. Hinzu kommen die nachträglichen »Metaerzählungen« der Historiker und die narrativen Modelle, denen sie jeweils verpflichtet sind. Listen, Chroniken, Aufzählungen, Ableitungen und andere Techniken des wissenschaftlich-akademischen Diskurses zu unterscheiden, ist nur eine Möglichkeit, die sich bei unseren Untersuchungen der unterschiedlichen Formen (und Probleme) des ökologischen Diskurses als hilfreich erwiesen hat.

Dabei erweist sich einmal mehr, dass die Grenze zwischen wissenschaftlichen und narrativen Diskursformen weitgehend durchlässig ist. Gleichwohl, da wir diese Begriffe als unterschiedliche benutzen, müssen wir die Frage stellen: Gibt es etwas, das einen Diskurs zu einem spezifisch narrativen Diskurs, zu einer Erzählung macht? Eine Minimalbedingung ist schnell auszumachen: die Existenz menschlicher oder zumindest anthropomorpher Charaktere, von denen eine Erzählung handelt oder deren Perspektive sie wiedergibt oder zu beeinflussen sucht. Doch dies allein ist keine erschöpfende Bestimmung, denn es fällt nicht schwer, auch nicht-narrative Diskursformen zu benennen, die diese Bedingung erfüllen. Zudem verhilft diese Bestimmung auch in der unübersichtlichen Vielfalt der Erzählung und des Erzählens kaum zur Orientierung. Bekanntlich sind die Arten und Varianten der Gattung der Erzählung mannigfach und bunt-scheckig. Sie reichen von literarischen Texten über Volkssagen, Fabeln, Mythen und Märchen zu Gedenkreden, Werbetexten, Traumerzählungen, Entschuldigungen und unzähligen weiteren situationsgebundenen Erzählformen. Wer wüsste keine Beispiele zu nennen?

Gewiss, man kann einen großen Abstand wählen und unter Erzählung das Ensemble kulturhistorisch tradierter sprachlicher, psychologischer und sozialer Kommunikations- und Reflexionsstrukturen verstehen, deren Handhabung wir seit frühester Kindheit erlernt haben, und die wir auf

individuell unterschiedliche Weise mit Leben erfüllen. Wollen wir jemandem etwas über eine lebensgeschichtlich wichtige Erfahrung – einen Konflikt in der Schule, einen Traum oder eine Krankheit – mitteilen, so geschieht dies fast immer in Form einer Erzählung. Und dabei bedienen wir uns wie selbstverständlich der narrativen Konventionen unserer Kultur, auch wenn es sich bei dem Erlebnis, das wir erzählen wollen, um etwas höchst Individuelles und Besonderes handelt.

Obwohl Erzählungen also einerseits individuelle und situationsspezifische Versionen von Wirklichkeit sind, verwenden sie andererseits tradierte sprachliche Formen wie Genres, Plotstrukturen, Metaphern und andere Ausdrücke figurativer Rede. Auf diese Art und Weise, so könnte man sagen, sind die Geschichten, ihre Erzähler, Zuhörer und die Situation, in der sie erzählt werden, kulturell geerdet. Dabei ist unser jeweiliges narratives und stylistisches Repertoire eingebunden in verschiedene soziale und diskursive Ordnungen; sie legen etwa fest, wer welche Geschichte erzählt, wann und wo, warum und wem, wie und wie oft. Gibt es einen universellen narrativen Modus, der das Erzählen als eine allgemein menschliche Lebensform ausweist? Dies ist keine allzu spekulative Hypothese, auch wenn es keine systematischen, alle Kulturen berücksichtigenden Untersuchungen dazu gibt, und wahrscheinlich auch nie geben wird. Soviel kann man jedoch sagen: Bislang wissen wir von keiner menschlichen Kultur, die nicht auch eine Kultur des Erzählens wäre.

Nur Definitionsprobleme?

Doch zurück zu unserer Frage: Was macht einen Diskurs zu einem narrativen Diskurs? Dass Erzählungen von Menschen oder menschlichen Charakteren handeln und eine bestimmte Sicht dieser Menschen und der Welt vermitteln, hatten wir bereits als Minimalbedingung genannt. Allein, es ist eine recht magere und nicht wirklich befriedigende Bestimmung. Was gehört darüber hinaus zu einer Erzählung? Fast alle definitorischen Antworten, die auf diese Frage gegeben worden sind, stoßen früher oder später auf Schwierigkeiten. Ein Problem resultiert daraus, dass die meisten Definitionen von einem bestimmten Typ von Erzählung ausgehen, nämlich

einer Geschichte. Was eine Geschichte ist, dafür hat eine lange, bis auf Aristoteles zurück reichende Tradition ausführliche Antworten gegeben. Um es kurz zu machen: Eine Geschichte hat einen klaren Anfang und ein klares Ende, sie hat eine Mitte, in der Regel einen Höhe- oder Wendepunkt, sie stellt eine Handlungssequenz dar, die sich zeitlich gliedert und innere Kohärenz aufweist, wobei es bei dem Handlungsgeschehen zumeist um einen Konflikt, ein Problem, ein Dilemma geht. Es gibt noch mehr Definitionsmerkmale (und es gibt auch Definitionen mit weniger Merkmalen), aber dies sind die am häufigsten angeführten.

Demgegenüber vertreten wir die Meinung, dass es keine verbindlichen Merkmale eines Standardtyps »Erzählung« gibt. Das heißt, dass sich eine Erzählung nicht unabhängig von der Situation, in der sie Gestalt annimmt und die sie selbst wiederum mitbestimmt, definieren lässt. Mit Thomas Leitch (1986) glauben wir, dass es keine »narrative Ontologie« gibt, keine universalen und feststehenden Eigenschaften, die einen Diskurs zu einem narrativen Diskurs – zu einer Erzählung – machen. Bei genauer Betrachtung erweist sich das »erzählte Ereignis«, das wovon erzählt wird, immer als eine Funktion des »Erzählereignisses«, also der Situation, in der erzählt wird. Es ist allein in dieser diskursiven Situation, in der sich herausstellt, was als eine Erzählung wahrgenommen und akzeptiert wird. Ob dabei irgendeine Definition von Geschichte verletzt wird, ist ohne Belang.

Eine der Schwierigkeiten, eine Erzählung unabhängig von ihrem Kontext zu definieren, hängt mit der Frage zusammen, wie der Autor einer Erzählung zu identifizieren ist. Wie schon erwähnt, passieren Geschichten nicht einfach, sie werden erzählt. Nichtsdestotrotz ist es nicht immer klar, wer (und wo) der Erzähler ist. Manchmal ist der Erzähler eine einzelne Person, die ihr Publikum beherrscht, auch wenn zugleich das Publikum und die Situation, in der erzählt wird, wiederum den Erzähler beeinflusst. Manchmal aber wird etwas gemeinsam mit anderen erzählt, oft in einem komplizierten Wechselspiel zwischen Erzählern und Zuhörern, wie es etwa in Untersuchungen zum sozialen oder kollektiven Erinnern genauer dargestellt worden ist (z. B. Echterhoff & Hirst, 2002; Middleton & Edwards, 1990; Tschuggnall, 2004; Welzer, 2002). Konversationstheoretiker, Soziolinguisten und Ethnographen des Erzählens haben »kulturelle Schau-

plätze« wie das Abendessen im Familienkreis, das Familientreffen, das Klassenzimmer oder das sozialwissenschaftliche Interview als Orte kollektiven Erzählens analysiert (z. B. Pontecorvo & Fasulo, 1999; Ochs & Capp, 2001; Miller, 1994; Norrick, 2000; Lucius-Hoene & Deppermann, 2002). Ähnliche soziale Erzählstrukturen haben Edwards (1999) im Diskurs über Emotionen und Nelson (1996, 2003) und Fivush (1994) für den dialogischen Ursprung autobiographischer Geschichten in der Kindheit aufgezeigt. Für Bachtin (1971, 1979), an den einige Diskurs- und Erzähltheoretiker hier anknüpfen, ist jede Geschichte und jedes Wort »vielstimmig«, da die Bedeutung eines Worts oder eines Ausdrucks durch zahllose frühere Anwendungen immer schon auf andere und anderes bezogen ist. Bachtin nannte dies das »dialogische Prinzip« des Diskurses und betonte die ihm eingeschriebene Interindividualität: Jedes Wort, jeder Ausdruck, jede Aussage und Erzählung trägt die Spuren aller Personen, die dieses Wort, diesen Ausdruck, diese Aussage oder Geschichte gebraucht haben.

Wie diese Studien zeigen, können Erzählungen weder als individuelle Erfindungen betrachtet werden, wie es etwa die Subjektivisten behaupten würden, noch sind sie objektive Beschreibungen oder Wiedergaben eines Geschehens, wie die Positivisten (oder sprachphilosophisch gesprochen, die Realisten) glauben. Warum sollten auch gerade Erzählungen jener Perspektive gebundenheit, die alle menschlichen Bewusstseinskonstruktionen auszeichnet, entkommen? Geschichten werden von einem bestimmten Standpunkt aus erzählt, sie sind »positioniert«. Diese »Positionierung« haben einige Diskurstheoretiker (vgl. z. B. Harré & van Langenhove, 1999; Bamberg, 1997b; Korobov, 2001) genauer untersucht. Demnach sind Geschichten, Erzähler und Zuhörer immer Bestandteil kultureller, und das heißt moralischer Ordnungen. In jedem Gespräch und in jeder Erzählung gibt es »lokale« Wertesysteme, die nicht nur den Handlungs- und Erzählhorizont von Personen vorgeben, sondern auch, wie schon erwähnt, das, was in einer Erzählung überhaupt thematisiert werden kann und darf, und damit, was als ungewöhnlich, als Regelverletzung und Tabubruch gilt.

Der Position des Erzählers entspricht die Perspektive, die der Erzählung zugrunde liegt. Indem ein Erzähler eine Position bezieht, positioniert er zugleich auch alle anderen an der Erzählung Beteiligten, nötigt ihnen

seine Perspektive auf, die oft über das Erzählte hinausreicht. Wird ein Märchen aus der Perspektive moralischer Belehrung erzählt, stellt eine politische Anekdote den Vertreter einer bestimmten Partei bloß, zielt ein anzüglicher Witz auf Personen einer bestimmten nationalen, regionalen Abstammung oder sexuellen Orientierung, immer wird ein Gefüge von Positionierungen aktiviert, das nicht nur das erzählte Geschehen betrifft, sondern alle Beteiligten des Erzählgeschehens. Dementsprechend gibt es ein breites Spektrum möglicher Reaktionen und »Ko-Narrationen« der Zuhörer, die damit selbst zu Erzählern werden. Sie können die ihnen angebotene oder aufgezwungene Perspektive teilen und die ihnen zugewiesene Position übernehmen, sie können sich unwohl fühlen oder einige Aspekte ignorieren, sie können aber auch die Berechtigung und Befähigung des Erzählers in Frage stellen und mit kritischen Bemerkungen oder gar Gegengeschichten antworten, die neue und alternative Perspektiven ins Spiel bringen (Bamberg & Andrews, 2004).

Die Perspektivgebundenheit und Positioniertheit des Erzählens und der Erzähler zu übersehen und damit eine grundlegende Eigenart der Erzählung als Prozess und als Produkt zu verkennen, ist jedoch nur eine der Gefahren, die der narrativen Analyse und dem Verständnis des Narrativen drohen. Weitere Gefahren lauern in dem, was wir den ontologischen Trugschluss und den Trugschluss der Repräsentation nennen wollen.

Narration als metasprachliche Illusion: der ontologische Trugschluss

In seinem Buch *The Language Connection* vertritt der Sprachwissenschaftler und Sprachphilosoph Roy Harris (1996) die These, dass viele der metasprachlichen Annahmen, die dem Studium der Sprache seit der Antike zugrunde liegen, einem Trugschluss aufsitzen. Für Harris sind die Versuche von Linguisten und Philosophen, sprachliche und gedankliche Einheiten wie Worte und Sätze oder Aussagen und Bedeutungen zu definieren, von Anfang an problematische Unterfangen. Kategorien wie Wort, Satz, Aussage und Bedeutung sind allemal künstliche und der Realität sprachlicher Kommunikation von außen auferlegte Einheiten. Sie besitzen nichts ande-

res als eine schattenhafte Existenz, ein Sein allein in unserer Vorstellung. Denn im Kontext des realen Diskurses, also des tatsächlichen Sprachgebrauchs, gibt es keine isolierten Worte, Sätze oder Aussagen. »Wörter« existieren nicht als gleichsam natürliche Einheiten der Sprache, etwa so wie biologische Arten in der Natur; vielmehr ist es das Kategoriensystem der Sprachwissenschaftler und Philosophen, das diese Einheiten als metasprachliche Größen festlegt. Es ist dieses Kategoriensystem, das, mit Wittgenstein gesprochen, eine Grenze zieht, wo vorher keine war. Nichtsdestotrotz scheinen diese metasprachlichen Schatten, einmal zum Gegenstand »empirischer Forschung« geworden, auf wundersame Weise eine dauerhafte reale Existenz erworben zu haben. Kategorien, gedankliche Abstraktionen, haben sich in reale Wesenheiten verwandelt, zumindest so werden sie nun verstanden und etwa in Wörterbüchern betrachtet. Harris nennt dies die Ontologisierung einer »metalinguistischen Illusion«.

Es scheint uns, dass es ein Verständnis des narrativen Diskurses gibt, das derselben Gefahr ausgesetzt ist und ebenfalls zum Gegenstand einer ähnlich wundersamen Verwandlung wird – einer Transsubstantiation, in der eine metasprachliche Kategorie, und nichts anderes ist die »Erzählung«, zu einer scheinbar realen Entität wird. So begegnen wir den Formen, Typen und Genres des narrativen Diskurses – also metasprachlichen, deskriptiven und analytischen Kategorien –, als seien sie ontologische Kategorien. Ein Großteil der empirischen Narrationsforschung in Psychologie, Sozial-, Kultur- und Geschichtswissenschaften ist von der Vorstellung bestimmt, dass der Erzählforscher Erzählungen vorfindet wie der Schmetterlings-sammler Schmetterlinge.

Demgegenüber verstehen wir eine »Erzählung« oder eine »Geschichte«, als eine Konstruktion, die entsteht, wenn wir mit Hilfe bestimmter sprachlicher Modelle ein Geschehen derart in einer Handlungssequenz angeordnet wird, dass ein Plot entsteht, der das Geschehen in einer bestimmten Perspektive zu einer bestimmte Synthese zusammenfügt. Zu glauben, dass es »draußen« in der Welt tatsächlich eine Geschichte gibt, die darauf wartet, entdeckt zu werden – als etwas, das unabhängig von dem Prozess der narrativen Bedeutungskonstruktion existiert –, bezeichnen wir als ontologischen Trugschluss.

Narration als Beschreibung: Der Trugschluss der Repräsentation

Eng verbunden mit dem ontologischen Trugschluss ist die ebenso problematische Annahme, dass es eine und *nur eine* menschliche Realität gibt, die eine Erzählung zu erfassen sucht und an der sie sich letztlich messen lassen muss. Einer weit verbreiteten Sichtweise entsprechend – vor allem in der traditionellen Psychologie, aber auch in Soziologie, Literaturtheorie und anderen Humanwissenschaften –, gibt es etwas »draußen« in der Welt, was einheitlich als menschliche Realität wahrgenommen wird. Unser Wissen über diese Realität wird unter anderem durch Sprache repräsentiert. Dabei nehmen diese sprachlichen Repräsentationen (seien es solche der vermeintlichen Realität, unseres Wissens über sie oder unserer Wahrnehmung von ihr) oft die Form von Erzählungen an, und zwar insbesondere, wenn es um die entfalteten Formen unseres Welt- und Selbstverständnisses geht. Man könnte diese Vorstellung einer einheitlichen und unabhängigen menschlichen Realität, die in einer mehr oder weniger wahren narrativen Beschreibung repräsentiert werden kann, den Trugschluss der Repräsentation nennen.

Unserer Meinung nach lassen sich hingegen so komplexe Dinge wie autobiographische Erinnerungen, die Identität oder die Lebensgeschichte einer Person nicht in *einer* Geschichte erfassen, sei sie auch noch so ausführlich und umfassend erzählt. Wir leben nicht nur ein Leben, sondern zugleich mehrere Leben, wirkliche und mögliche, ohne dass sich hier immer klare Grenzziehungen zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit, realen und fiktiven Lebensprojekten ausfindig machen ließen (Brockmeier, 2002). Dabei bedienen wir uns sowohl des kulturell etablierten Repertoires von Lebenskonstruktionen als auch der Optionen der narrativen Imagination, die über dieses Repertoire hinauszugehen vermag.

Die neuere Autobiographieforschung hat ausführlich dargelegt, dass das, was wir ein Leben nennen, in der Regel aus zahlreiche Lebensgeschichten besteht. Diese Geschichten können je nachdem, wem, wann und warum sie erzählt werden, sehr unterschiedlich ausfallen, ja sich sogar widersprechen. Doch es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass die verschiedenen (auto)biographischen Erzählungen einer Person dahingehend

klassifiziert werden können, dass einige »wahr«, andere hingegen »unwahr« oder »weniger wahr« sind. Ja es ist fraglich, ob die Kategorie der Wahrheit oder die in der Philosophie verbreitete Kategorie der Wahrheitswerte hier überhaupt sinnvoll angewandt werden kann. Es sei denn, es handelt sich um den Sonderfall eines Diskurses auf der Polizeiwache oder im Gerichtssaal. Und auch hier geht es, wie Amsterdam und Bruner (2000) in ihren Untersuchungen zu einer »narrativen Rechtstheorie« gezeigt haben, letztlich immer um ein rhetorisch-narratives Aushandeln eines Kompromisses zwischen interpretierbaren Rechtsprinzipien und einer ebenfalls interpretierbaren nicht-normativen Wirklichkeit.

Der Vorstellung von Erzählung als Repräsentation der Wirklichkeit liegt der Gedanke zugrunde, dass es eine Art Abstufung von Wahrheitswerten gibt, die von der einen wahren, auf dokumentierten Fakten beruhenden »wirklichen« Geschichte bis zur verzerrten, unwahren, auf Lügen und Selbsttäuschung aufbauenden falschen oder »fiktiven« Geschichte reicht. »Wirklichkeit«, ungeachtet der erwähnten Differenzierung, wird so als eine Art objektives, faktisches, vorgegebenes, dokumentarisch verifizierbares Kriterium betrachtet, als ein Maßstab, an dem die Wahrheit einer narrativen Repräsentation bewertet werden kann. Eine der vielen Fragen, die diese Sicht unbeantwortet lässt, ist, wie wir denn – einmal angenommen, es gibt ein solches reales und unzweideutiges Leben, gleichsam ein primäres oder ursprüngliches Leben – von dieser präsemiotisch vorgegebenen Wirklichkeit wissen können und wie wir dieses Wissen anderen vermitteln können, ohne uns dabei der symbolisch-semiotischen Systeme unserer Kultur, insbesondere der Sprache, zu bedienen. Reflektiert nicht gerade der Zirkel, der darin besteht, dass unser Bewusstsein der natürlich-materiellen Bedingungen seiner Existenz immer nur durch die sprachlich-symbolischen Zusammenhänge der Kultur gegenwärtig wird, eine Grundstruktur unserer bewussten Existenz? Zu leben heißt, dem eigenen Leben Bedeutungen zuzuschreiben. Es heißt, in einen Prozess der Bedeutungskonstruktion eingebunden zu sein, ohne den unsere Existenz als menschliche nicht möglich, ja nicht einmal vorstellbar ist.

Erzählung als diskursive Realität

Offenkundig sind die beiden zuletzt erwähnten Probleme eng miteinander verbunden. Das erste wird sichtbar in der Tendenz, die metasprachliche Kategorie der Erzählung zu vergegenständlichen; das ist der ontologische Trugschluss. Das zweite besteht darin, Erzählung als Repräsentation zu verstehen, als eine Art Umsetzung oder Übersetzung der Wirklichkeit in eine narrative Abbildung. Der ontologische Trugschluss und der Trugschluss der Repräsentation sind zwei Seiten derselben Medaille. In beiden Fällen wird die Existenz einer verborgenen Ebene prädiskursiver Bedeutungsstrukturen angenommen. Wittgenstein hat in den *Philosophischen Untersuchungen* (1984) eine grundsätzliche Kritik dieser Annahme vorgestellt, die Sprache auf ihre Repräsentations- oder Abbildfunktion reduziert und damit ihre Kommunikations- und Interaktionsfunktion sowie ihren Konstruktionscharakter ausblendet. In dem hier diskutierten Zusammenhang haben wir es mit einer auf die Erzählung und das Erzählen bezogenen Variante dieser Auffassung zu tun, auf die die Argumente Wittgensteins gleichermaßen Anwendung finden.

Folgt man Wittgensteins Kritik der Auffassung von Sprache als Repräsentation oder Übersetzung vorsprachlicher Bedeutungen in Worte und Sätze – eine ähnliche Kritik findet sich übrigens auch bei Wygotski (1969) –, dann ist es ausgeschlossen, Erzählungen als in Sprache umgesetzte Versionen mentaler, in einer Art präsemiotischem Zustand schwebender Einheiten zu verstehen. Erzählen kann nicht heißen, eine innere Wirklichkeit zu externalisieren, indem ihr eine sprachliche Gestalt verliehen wird. Stattdessen ist es eine kommunikative Praxis, in der Versionen unseres Wissens und unserer Annahmen und Vorstellungen über die Welt und uns selbst verhandelt werden. Dabei werden unsere Erfahrungen und Intentionen strukturiert und restrukturiert, und zugleich werden im Prozess des Erzählens neue Erfahrungen gemacht. Es ist wichtig sich zu vergegenwärtigen, dass die Erfahrungs- und Vorstellungswelten sowie die Intentionen und Emotionen, die im Erzählen evoziert und verhandelt werden, an den Prozess des Erzählens gebunden sind. Und zwar auch dann, wenn sie sich auf eine dem Diskurs vorgängige Wirklichkeit – deren Existenz hier

keineswegs bestritten werden soll – beziehen und diese »verarbeiten«. In anderen Worten, wir wollen das Augenmerk auf das Erzählen und die Erzählung nicht als eine Re-Präsentation, sondern als eine diskursive Konstruktion lenken, und zwar genauer auf eine Bedeutungskonstruktion. Unsere Frage ist: Welches sind die konkreten Situationen und diskursiven Bedingungen, unter denen Menschen erzählen und dabei gleichsam im *modus operandi* definieren, was eine Erzählung ist?

In solchen Untersuchungen wird in der Regel das erzähl- und diskurstheoretische Vokabular als ein deskriptives und analytisches Instrumentarium benutzt. Der Begriff eines Genres (etwa der des Bildungsromans) trägt dazu bei, die Organisationsprinzipien eines narrativen Diskurses (etwa einer Lebensgeschichte) aufzuhellen und damit Einsichten in die Vorstellungen, Intentionen und möglicherweise nicht thematisierten Überzeugungen (etwa die religiös motivierten Lebensideale) einer Person zu ermöglichen, abgesehen davon, dass er Konstruktionsprinzipien des narrativen Prozesses selbst nachzuvollziehen erlaubt. Doch es gibt auch eine andere Möglichkeit, die Verwendung von Begriffen wie Erzählung und Geschichte zu verstehen: nicht analytisch und deskriptiv, sondern normativ oder präskriptiv. Als einen Begriff, der nicht nur dazu dient, den Diskurs zu verstehen, sondern auch, ihn in seinem Vollzug aktiv zu organisieren, und zwar, indem er wie eine Regel oder Anweisung das Diskursverhalten von Menschen beeinflusst. Wie kann man sich so etwas vorstellen?

Ein Tennis-Lehrbuch hat die Aufgabe zu beschreiben, was Tennisspieler tun oder was sie tun sollten. Seine Aufgabe ist es, mit den Regeln des Tennisspiels vertraut zu machen, also darüber zu informieren, wie man Tennis spielt und was es bedeutet, ein Tennisspieler zu sein oder, um es in Wittgensteinschen Worten zu sagen, was die Lebensform des Tennisspiels ist. Vielleicht, so unsere Überlegung, besitzen narrative Konzepte und narratologische Kategorien eine ähnliche Funktion. Wenn wir genauer untersuchen, wie die Worte Erzählung, Geschichte, Erzählen, Mythos, Sage usw. in unserem alltäglichen Diskurs, aber auch in den Diskursen der Wissenschaft und der Literatur verwendet werden, wenn wir zudem die damit verbundenen konkreten Erzählpraktiken analysieren, dann erscheinen diese Konzepte oft wie Ankündigungen oder Zusammenfassungen

dessen, was ein Diskurs tut oder beabsichtigt. Sie operieren wie Rezepte, Gebrauchsanweisungen oder Hinweisschilder, die mitteilen, wie jemand bestimmte Aufgaben ausführt oder auszuführen gedenkt: zum Beispiel Ereignisse in einer bestimmten Weise zusammenfassen, Beziehungen herstellen, Erfahrungen ordnen, sich rechtfertigen, Handlungen planen, sich über Gefühle klar werden, Dinge gruppieren, Bemerkungen anderer ironisieren oder sonst wie bewerten. Oftmals ist es kaum möglich, einen Diskurs als eine Erzählung zu verstehen, wenn da nicht eine Absichtserklärung, ein Signal oder eine andere Markierung wäre wie etwa: Ich erzähle nur das, woran ich mich erinnere...

Worte wie Erzählung oder Geschichte werden, wir haben dies schon angesprochen, oft gebraucht, als ob sie ontologische Kategorien seien. Vielleicht ist es sinnvoller, sie an ihrem realen Gebrauch im Diskurs zu messen und sie als Ausdrücke für einen bestimmten Typ von Intentionen, Instruktionen und Normen zu betrachten, die auf die Durchführung einer Reihe von Kommunikationspraktiken abzielen – wie Kurzformeln, die bestimmte Sprachspiele markieren (und damit zu deren Durchführung beitragen), die in einer Kultur als kohärent und plausibel verstanden werden. Für Wittgenstein war auch das Erzählen ein Sprachspiel, wobei er mit dem Begriff Sprachspiel hervorheben wollte, »dass das Sprechen der Sprache Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform« (Philosophische Untersuchungen, 1984, § 23).

Sprechakte als Erzählung zu identifizieren hieße demnach, ihnen ein bestimmtes Spektrum von Aufgaben zuzuschreiben. »Was erfasst das Erzählen einer Geschichte?« ist eine Frage, die hier zu stellen ist. »Was soll mit dieser Geschichte erreicht werden?« ist eine andere. Beide Fragen sind eng miteinander verbunden, wie wir etwa in der Untersuchung von Autobiographien und anderen autobiographischen Geschichten sehen können. Vielleicht erschließt sich in dieser Sicht auf Erzählungen als narrative Sprachspiele eher eine Gemeinsamkeit vieler »narrativer Diskurse« als in einer narrativen Ontologie, einem Verständnis also, das das Wesen der Erzählung an inhärenten und universalen Strukturmerkmalen festzumachen sucht. In diesem Sinne ließe sich beispielsweise das, was autobiographischen Geschichten bei all ihrer Verschiedenheit zukommt, im Sinne

der Wittgensteinschen Vorstellung von »Familienähnlichkeit« verstehen, wie es Karoline Tschuggnall (2004) vorgeschlagen hat.

Flüchtige Strukturen

Es gibt zwei Aspekte der Erzählung und des Erzählens, in denen wir spezifische Eigenarten dieser Diskursform erkennen, und die – wie wir glauben – auf besondere Weise die Nützlichkeit, ja Unverzichtbarkeit des psychologischen und sozialwissenschaftlichen Studiums des narrativen Diskurses deutlich machen. Zum einen ist die Erzählung eine außerordentlich offene und flexible Struktur, eine Struktur, die es ermöglicht, genau diese grundlegenden Aspekte der menschlichen Erfahrung und des menschlichen Lebens genauer zu untersuchen. Das Offene, Fließende und prinzipiell Unabschließbare menschlicher Erfahrung ist eine Dimension unseres Lebens, die von der Psychologie und den Sozialwissenschaften weitgehend vernachlässigt worden ist. Hat sich doch das traditionelle Verständnis von Wissenschaftlichkeit in der Moderne an Vorstellung von Regel- und Gesetzmäßigkeit sowie Universalität orientiert. Doch damit bleibt ein Großteil menschlicher Realität ausgeklammert.

In unserer eigenen Arbeit haben wir nicht nur festgestellt, dass der ökologische Diskurs auf vielen Ebenen von narrativen und rhetorischen Mustern und Modellen geprägt ist. Wir haben auch gefunden, dass diese Muster und Modelle – wie Genre, Plot, Handlungsstrang, Erzählperspektive, Metaphorik – keine feststehenden und unveränderlichen Konfigurationen sind. Sie werden vielmehr immer wieder abgewandelt und neuen diskursiven Kontexten, Absichten, und Funktionen angepasst. Es sind erstaunlich offene und formbare Strukturen, die hier begegnen. Wir haben bereits erwähnt, dass das ursprünglich literarische Genre des Bildungsromans in grünen Diskursen weit verbreitet ist. Es taucht in Schriften von Umweltschutzorganisationen wie von Industrieverbänden auf, wir finden es in Broschüren von Regierungsinstitutionen wie von wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen, die Umwelt und Natur betreffenden päpstlichen Enzykliken benutzen es ebenso wie ökologisch bewusste Meeresforscher, die ihre Memoiren schreiben.

Dies ist ein weiterer Grund dafür, weshalb wir die Formen und Praktiken des Erzählens im Sinne Wittgensteins als Lebensformen verstehen. Sie sind eingebettet in das, was er eine »Grammatik« nannte, ein offenes und flexibles kulturelles System von diskursiven Lebensformen. Narrative Formen existieren nicht als vorgefertigte Muster oder Schablonen; ihre jeweilige Gestalt bildet sich erst im Prozess ihrer Ausführung, also in einem in der Regel mehrfach determinierten Prozess heraus. Von daher haben wir vorgeschlagen, Erzählungen statt als (kognitive, sprachliche oder meta-sprachliche) ontologische Einheiten als *modus operandi* von Diskurspraktiken zu verstehen. Um genauer sagen zu können, wie dieser Modus funktioniert, müssen wir jeweils diese konkreten diskursiven Praktiken und ihre kulturellen Kontexte untersuchen (Brockmeier, 2005).

In dieser Hinsicht erweist sich das Erzählen als ein Seismograph der Veränderlichkeit und Wandelbarkeit menschlicher Wirklichkeit. Und ein Hauptgrund dafür ist darin zu sehen, dass es selbst wesentlich zu dieser Veränderlichkeit und Wandelbarkeit beiträgt. Dies macht die Erzählung und das Erzählen zu einem so wichtigen Untersuchungsgegenstand für die Humanwissenschaften im Allgemeinen und für das psychologische und sozialwissenschaftliche Verständnis des menschlichen Lebens im Besonderen. Das Studium der Erzählung eröffnet einen neuen Zugang zu der unbeständigen, fließenden, vergänglichen, in einem Wort: heraklitischen Natur des menschlichen Seins. Mit den Formen des Erzählens hat sich unser vielleicht entwickeltstes Sensorium für diesen Aspekt unserer Existenz herausgebildet.

Ein Versuchslabor menschlicher Erfahrung

Für die meisten Themen und Probleme, die im Zuge der narrativen Wende Gegenstand der Forschung geworden sind, ist die Welt literarischer Texte und die Sprache der Literatur und Poesie sowie ihr wissenschaftliches Studium ein wichtiger Bezugspunkt. Der Grund dafür ist nicht darin zu sehen, dass Psychologen, Soziologen und Anthropologen auf einmal von einer besonderen Leidenschaft für Literatur und Kunst erfasst worden wären. Allerdings haben mit der narrativen Wende auch viele Human- und

Sozialwissenschaftler bemerkt, dass es bereits ein nicht unerhebliches Wissen über den Zusammenhang von Erzählung, Bewusstsein und Kultur gibt, das auf einer langen Tradition von literaturwissenschaftlichen, kulturtheoretischen und philosophischen Studien beruht. Und das gilt auch für die hermeneutischen Erkenntnis- und Interpretationsverfahren, denen sich dieses Wissen verdankt.

Es ist oft bemerkt worden, dass viele Erkenntnisse der Psychologie und anderer Humanwissenschaften in der Literatur und den Künsten zum Ausdruck gebracht worden sind, und dies nicht selten auf eine der Komplexität des menschlichen Lebens und Erlebens angemessenere, differenziertere und umfassendere Weise. Albright (1994) spricht von der Literatur als seiner Wildnis und der wissenschaftlichen Psychologie als einem Garten. Nun ist die Wildnis bekanntlich nicht nur aufregender als ein Garten, sie erlaubt auch Einsichten in eine Natur, die nicht von Gärtnern nach ihren Standards gezähmt ist. Warum also sollte sich das Studium der menschlichen Natur diese Einsichten verwehren? Literatur ist ein Versuchslabor menschlicher Erfahrungen, und so ist es in der westlichen Tradition zumindest seit der Renaissance immer betrachtet worden. Harold Bloom (2000) sieht Shakespeares Dramen hier als ein Schlüsselereignis. Seit Shakespeare ist Literatur der Ort, an dem menschliche Wirklichkeiten und Möglichkeiten, Faktisches und Fiktives, Realistisches und Imaginäres entworfen und ausprobiert werden, und das sich daher als ein unerschöpfliches Untersuchungsfeld auch für das psychologische und philosophische Studium des modernen narrativen Bewusstseins anbietet.

Die Vorstellung von Literatur als Versuchslabor des Menschlichen beinhaltet eine weitere Annahme: Nicht nur die Bühne, der Text selbst wird zum Modell der Welt. Die fiktionalen Welten der Literatur als ein Modell der experimentellen Qualitäten des Bewusstseins zu betrachten, ist ein Thema von Umberto Ecos Harvard Vorlesungen *Im Wald der Fiktionen* (1994). Eco vertritt die These, dass jede fiktionale Welt wie ein Parasit auf der tatsächlichen oder realen Welt aufsitzt. Allerdings ist die fiktionale Welt etwas, das auch die reale Welt braucht: als einen Hintergrund ihres Selbstverständnisses. Wenn wir eine von der erzählten Rede evozierte imaginäre Welt betreten und uns etwa vorstellen, durch die Straßen einer Stadt

oder die Hügel einer Landschaft zu wandern, in der die Handlung der erzählten Geschichte angesiedelt ist, verhalten wir uns in dieser Welt als ob sie real wäre. Und wir tun dies selbst dann, wenn wir genau wissen, dass es nur um ein narratives Modell von ihr geht. Wir schließen, so Eco, einen Fiktionsvertrag, und es ist dieser Vertrag, so wollen wir hinzufügen, der, wenn wir uns an ihn halten, uns ebenfalls erlaubt und berechtigt, die fiktionale Welt gleichsam experimentell zu nutzen.

Der Umstand, dass Gregor Samsa »eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte« und »sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt« fand, versetzt uns in eine seltsame, unreal anmutende Situation. Doch ist Kafkas *Die Verwandlung* gerade ein eindrucksvolles Beispiel für den Realismus einer Erzählung, und nicht für den Surrealismus. Der Protagonist – und mit ihm der Leser – sinnt über diese unglaubliche Verwandlung nach als ob sie ein Ereignis wäre, das nach vollkommen alltäglichen Gesetzen vonstatten geht. Nichts in der Beschreibung legt nahe, dass es sich um etwas Absurdes oder Unwirkliches handelt, im Gegenteil, wir lesen einen nüchternen Bericht – er kommt gänzlich ohne jedes Sensations- und Katastrophenvokabular aus – darüber, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch sich in einer ganz gewöhnlichen Welt verhalten würde, um herauszufinden, was passiert ist. So verringert die Erzählung das Unglaubliche des Geschehens, macht es dem Leser akzeptabler:

Es ist höchst ungewöhnlich, dass jemand morgens als Ungeziefer erwacht, aber wenn es nun einmal so sein soll, muss dieses Ungeziefer die gewöhnlichen Eigenschaften der uns bekannten Insekten haben. [...] Wir müssen lediglich im Gedächtnis behalten, dass dieses ganz gewöhnliche Insekt ein »ungeheueres« ist, was freilich für den Fiktionsvertrag einiges heißt. Andererseits fällt es auch Gregor Samsa schwer, seinen Augen zu trauen: »Was ist mit mir geschehen?« fragt er sich. Was würden wir in einem solchen Fall tun? (Eco, 1994, S. 107).

Eco zeigt, dass die Leser und Zuhörer einer fiktionalen Geschichte eine Menge über die reale Welt wissen müssen, um sie als den richtigen und realistischen Hintergrund einer fiktionalen Welt zu akzeptieren. Mit einem

Fuß stehen sie in der tatsächlichen Welt und mit dem anderen in einem narrativen Diskursuniversum.

Einerseits kann ein fiktionales Universum, insofern es nur die Geschichte einiger Personen erzählt, die gewöhnlich an einem wohl definierten Ort und in einer ebenso wohl definierten Zeit spielt, als eine sehr kleine Welt erscheinen, unendlich viel kleiner als die reale Welt. Andererseits, insofern es die reale Welt als seinen Hintergrund in sich enthält und ihr nur ein paar Individuen, ein paar Eigenheiten und Ereignisse hinzufügt, ist es größer als die Welt unserer Erfahrung. In gewissem Sinne endet ein fiktives Universum nicht mit der Geschichte, die es erzählt, sondern dehnt sich ständig weiter aus (ebd. S. 114 f.).

Eco versucht etwas zu erklären, was, wie wir glauben, für die experimentelle Qualität narrativer Fiktion, für ihren Charakter eines Versuchslabors des menschlichen Bewusstseins verantwortlich ist. Zwar sind die fiktionalen Welten »Parasiten« der wirklichen Welt, der Welt unseres Alltagslebens, »aber sie sind de facto »kleine Welten«, die den größten Teil unserer Kenntnis der wirklichen Welt sozusagen ausklammern und uns erlauben, uns auf eine endliche und geschlossene Welt zu konzentrieren, die der unseren sehr ähnlich, aber ontologisch ärmer ist« (ebd., S. 115). Da wir im Rahmen des eingegangenen Fiktionsvertrags – eines Vertrags, so hatten wir gesagt, der die Nutzung einer Art narrativen Labors mit einschließt – die Grenzen dieser »kleinen Welt« nicht überschreiten können, konzentrieren wir all unsere Aufmerksamkeit auf dieses Modelluniversum, in dem wir nun der Welt und uns selbst in all ihren möglichen und unmöglichen Konstellationen nachspüren.

Tatsächliche und mögliche Welten

Mit diesem Nachspüren ist ein experimenteller Aspekt der Erzählung angesprochen, den wir abschließend noch aus einer anderen Warte beleuchten wollen. Literatur, so haben wir festgestellt, ist eine narrative Sonde, die gleichermaßen tatsächliche und mögliche Welten erforscht. Zugleich

ermöglicht sie uns, einen Schritt zurückzutreten, und uns der Art und Weise bewusst zu werden, in der wir etwa mit den ungewöhnlichen, fremden und bedrohlichen Phänomenen umgehen, die wir hier sondieren und von denen wir vielleicht nun erfahren, dass wir schon die ganze Zeit mit ihnen gelebt haben. So vollzieht die erzählende Rede der Literatur selbst das, was sie beschreibt, und trägt damit wesentlich zu dem bei, was wir als die offene, fließende, heraklitsche Natur des menschlichen Seins bezeichnet haben. Wolfgang Iser (1991) hat aus der Sicht einer Anthropologie des Literarischen die Auffassung vertreten, dass die Sprache der Literatur und Poesie die Inkarnation genau dieses Nicht-Festgelegtseins, dieser Instabilität und Plastizität der menschlichen Existenz ist. Literatur, so Iser, kann als ein Spiegel der menschlichen Fähigkeit betrachtet werden, Festlegungen und Restriktionen zu umgehen. Sie macht deutlich, was es heißt, dass unser Bewusstsein, zumindest manchmal, die ihm von der Kultur vorgegebenen Grenzen überschreiten kann, dass seine Bedeutungen immer neue Handlungsmöglichkeiten aufzeigen. Literatur durchbricht den Horizont, den Gewohnheit, Routine, Ignoranz und Überdruß und oft genug auch der wissenschaftliche Diskurs unserem Denken und Fühlen auferlegt haben. Es ist dieses Öffnen und Offenhalten, dieses Bestehen auf dem Möglichen, das Italo Calvino (2002) *leggerezza* nannte, die Leichtigkeit, die die narrative Imagination der *pesantezza*, der Schwere der Wirklichkeit gegenüber hält.

Eine der grundlegenden Funktionen der Erzählung als Kunst ist es, die Welt in die Möglichkeitsform zu bringen. Bruner (1986) hat dies die Fähigkeit der Literatur, »to subjunctivize the world« genannt. Es ist der Horizont des Hypothetischen, das Vermögen zum Leben und Denken im Konjunktiv, durch das sich menschliches Bewusstsein auszeichnet. Ein Vermögen, das neue Perspektiven auch über die Grenzen des gesellschaftlich Normativen und kulturell Kanonischen hinaus eröffnet. Wir können in diesem Operieren im Hypothetischen eine besondere Qualität der narrativen Imagination erkennen. Es entfaltet die Potenzen eines interpretativen und explorativen Bewusstseins, die sich ohne die Sprache der Erzählung weder artikulieren noch denken lassen.

Wir sprechen hier über Literatur, aber nicht nur. Es ist wichtig nicht zu vergessen, dass die explorativen und experimentellen Potenzen der narra-

tiven Imagination, die wir diskutiert und in den Kontext der narrativen Wende gestellt haben, nicht nur auf Literatur, Poesie und die anderen Künste beschränkt sind, auch wenn sie zumeist in diesem Zusammenhang beschrieben wurden. Vielmehr geht es um ein Verständnis menschlichen Bewusstseins und menschlicher Praxis, um Leben und Erleben in einem allgemeinen Sinn, und das heißt sowohl in einem alltäglichen wie existentiellen Sinn. Wir haben für die Vorstellung plädiert, dass Literatur und Kunst hier einen besonderen Zugang anbieten, einen Zugang, den nun in der Folge der narrativen Wende auch viele Psychologen und Sozialwissenschaftler für sich zu entdecken begonnen haben. Unsere These lautet, dass die explorativen und experimentellen Möglichkeiten unseres Bewusstseins nicht ohne die Rolle der Erzählung und des Erzählens erfasst werden können. Ist doch der narrative Diskurs, so wie wir ihn verstehen, untrennbar verflochten mit einer grundlegenden Erfahrung des menschlichen Seins, nämlich der der Offenheit und Plastizität, der Veränderlichkeit und Flüchtigkeit, die all unseren materialen und symbolischen Realitäten eigen ist.

(Aus dem Englischen von Karoline Tschuggnall)

► Anmerkungen

- 1 Dies ist eine für dieses Heft überarbeitete Fassung eines Beitrags, der unter dem Titel »Narrative: Problems and promises of an alternative paradigm« in Jens Brockmeier und Donal Carbaugh (2001) (Hrsg.), *Narrative and Identity: Studies in Autobiography, Self and Culture* (Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins) erschienen ist.
- 2 Vgl. zu dieser zunächst vor allem im englischen Sprachraum stattfindenden »Entdeckung« etwa Bauman (1986); Britton & Pellegrini (1990); Bruner (1986, 1990, 1991); Harré (1990); Mitchell (1981); Nelson (1989); Ricoeur (1988, 1989, 1991); Sarbin (1986); Schafer (1989); sowie die (ebenfalls in den Achtzigerjahren auf Englisch) erschienenen Werke Bachtins (Dt.: 1971, 1979). Für Überblicksdarstellungen vgl. Bamberg (1997a); Brockmeier & Carbaugh (2001); Hinchman & Hinchman (1997); und Polkinghorne (1987).

► Literatur

Albright, Daniel (1994). Literary and psychological models of the self. In: Ulric Neisser & Robyn Fivush (Eds.), *The remembering self*. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 19–40.

Amsterdam, Anthony G. & Bruner, Jerome S. (2000). Minding the law. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Bachtin, Michail M. (1971). Probleme der Poetik Dostoevskijs. München: Hanser.

Bachtin, Michail M. (1979). Die Ästhetik des Wortes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bamberg, Michael & Andrews, Molly (Eds.) (2004). Considering counter-narratives: Narrating, resisting, making sense. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins.

Bamberg, Michael (Ed.) (1997a). Oral versions of personal experience: Three decades of narrative analysis. Special Issue of *Journal of Narrative and Life History*, 7 (1–4).

Bamberg, Michael (1997b). Positioning between structure and performance. In: *Journal of Narrative and Life History*, 7 (1–4), pp. 335–342.

Bauman, Richard (1986). Story, Performance, and event: Contextual studies of oral narrative. Cambridge: Cambridge University Press.

Berkhofer, Robert F. Jr. (1997). Beyond the great story: History as text and discourse. Cambridge, MA: Belknap Press of Harvard University Press.

Bloom, Harold (2000). Shakespeare – Die Erfindung des Menschlichen. Berlin: Berlin Verlag.

Britton, Bruce K. & Pellegrini Anthony D. (Eds.) (1990). Narrative thought and narrative language. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.

Brockmeier, Jens (2002). Possible lives. In: *Narrative Inquiry*, 12 (2), pp. 455–466.

Brockmeier, Jens (2005). Erzählungen verstehen. In: Günter Mey (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Entwicklungspsychologie*. Köln: Kölner Studien Verlag, S. 185–210.

Brockmeier, Jens & Carbaugh, Donal (2001). Introduction. In: dies. (Eds.), *Narrative and identity: Studies in autobiography, self and culture*. Amsterdam & Philadelphia, PA: John Benjamins, pp. 1–22.

Bruner, Jerome S. (1986). Actual minds, possible worlds. Cambridge, MA & London: Harvard University Press.

Bruner, Jerome S. (1990). Acts of meaning. Cambridge, MA: Harvard University Press (Dt.: *Sinn, Kultur und Ich-Identität*. Heidelberg: Carl Auer, 1990).

Bruner, Jerome S. (1991). The narrative construction of reality. In: *Critical Inquiry*, 18 (1), pp. 1–21.

Calvino, Italo (2002). Sechs Vorschläge für das nächste Jahrtausend. München: Hanser.

Cronon, Walter (1992). A place for stories: Nature, history and narrative. In: The Journal of American History, 79 (4), pp. 1347–1376.

Echterhoff, Gerald & Hirst, William (2002). Remembering in a social context. A conversational view of the study of memory. In: Gerald Echterhoff & Martin Saar (Hrsg.), Kontexte und Kulturen des Erinnerns. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, S. 75–101.

Eco, Umberto (1994). Im Wald der Fiktionen. Sechs Streifzüge durch die Literatur. München: Hanser.

Edwards, Derek (1999). Emotion discourse. In: Culture & Psychology, 5 (3), pp. 271–291.

Fivush, Robyn (1994). Constructing narrative, emotion, and self in parent-child conversations about the past. In: Ulric Neisser & Robyn Fivush (Eds.), The remembering self. Construction and accuracy in the self-narrative. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 136–157.

Harré, Rom (1990). Some narrative conventions of scientific discourse. In: Christopher Nash (Eds.), Narrative in culture: Storytelling in science, philosophy and literature. London: Routledge, pp. 81–101.

Harré, Rom, & Van Langenhove, Luk (Eds.) (1999). Positioning theory: Moral contexts of intentional action. Maiden, MA: Blackwell.

Harré, Rom, Brockmeier, Jens & Mühlhäusler, Peter (1999). Greenspeak: A study of environmental discourse. Thousand Oaks, CA, London, New Delhi: Sage.

Harris, Roy (1996). The language connection: Philosophy and linguistics. Bristol: Thoemmes Press.

Hinchman, Lewis P. & Hinchman, Sandra K. (Eds.) (1997). Memory, identity, community: The idea of narrative in the human sciences. Albany, NY: State University of New York Press.

Iser, Wolfgang (1991). Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Korobov, Neill (2001). Reconciling theory with method: From conversation analysis and critical discourse analysis to positioning analysis. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 2 (3). <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-01/3-01korobov-e.htm> (Stand: 25.05.04).

Leitch, Thomas M. (1986). What stories are: Narrative theory and interpretation. University Park & London: Pennsylvania State University Press.

Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnulf (2002). Rekonstruktion narrativer Identität. Opladen: Leske & Budrich.

- Middleton, David & Edwards, Derek (Eds.) (1990).* Collective remembering. London: Sage.
- Miller, Peggy. J. (1994).* Narrative practices: Their role in socialization and self-construction. In: Ulric Neisser & Robyn Fivush (Eds.), *The remembering self: Construction and accuracy in the self-narrative*. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 158–179.
- Mitchell, William J. T. (Ed.) (1981).* On narrative. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Nelson, Katherine (1996).* Language in cognitive development: The emergence of the mediated mind. New York: Cambridge University Press.
- Nelson, Katherine (2003).* Narrative and self, myth and memory: Emergence of the cultural self. In: Robyn Fivush & Catherine A. Haden (Eds.), *The autobiographical memory and the construction of a narrative self: Developmental and cultural perspectives*. London: Erlbaum, pp. 3-28.
- Nelson, Katherine (Ed.) (1989).* Narratives from the crib. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Norrick, Neal R. (2000).* Conversational narrative: Storytelling in everyday talk. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins.
- Ochs, Elinor & Capps, Liza. (2001).* Living narrative: Creating lives in everyday storytelling. Cambridge, MA & London: Harvard University Press.
- Polkinghorne, David E. (1987).* Narrative knowing and the human sciences. Albany, NY: State University of New York Press.
- Pontecorvo, Clothilde & Fasulo, Alessandra (1999).* Planning a typical Italian meal: A family reflection on culture. In: *Culture and Psychology*, 5 (3), pp. 313–335.
- Ricoeur, Paul (1988, 1989, 1991).* Zeit und Erzählung. Band I-III. München: Fink.
- Sarbin, Theodore R. (Ed.) (1986).* Narrative psychology: The storied nature of human conduct. New York: Praeger.
- Schafer, Roy (1989).* Narratives of the self. In: Arnold M. Cooper, Otto F. Kernberg & Ethel Spector Person (Eds.), *Psychoanalysis towards the second century*. New Heaven, CT: Yale University Press, pp. 153–167.
- Tschuggnall, Karoline (2004).* Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Identität und Kultur. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Welzer, Harald (2002).* Das kommunikative Gedächtnis. München: Beck.
- White, Haden (1990).* Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Frankfurt am Main: Fischer.
- Wittgenstein, Ludwig (1984).* Werkausgabe Band 1. Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wygotski, Lev S. (1969).* Denken und Sprechen. Frankfurt am Main: Fischer.